

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

Unendlich viele Formen

Astghik, die Göttin der Liebe, der Schönheit und der Sterne, hatte die Angewohnheit, nachts in den Wassern des Aradzani, den die Türken den Murat nennen, zu baden. Davon erfuhren die Knaben, und eines Nachts entzündeten sie auf den umliegenden Hügeln große Feuer, um die badende Göttin sehen zu können. Allein, Astghik war ebenso einfallsreich wie schön und verhüllte sich unverzüglich mit Nebel. Das armenische Wort für Nebel lautet *mšus* (*Meschusch*), und so bekam die Stadt Muş ihren Namen.

Es regnete stark am ersten Tag, auch am zweiten. Der alte Burgplatz mit seinen Mauerresten, Bruchsteinen und anderen Überbleibseln aus der Zeit vor den Massakern war wolkenverhangen. Auf der Hauptstraße sprinteten Angestellte der Gouverneursbehörde auf leisen Sohlen von Hauseingang zu Hauseingang, eine Zeitung oder Aktentasche über den Kopf haltend; Nässe schwärzte ihre Anzüge an Schultern und Beinen. Frauen in gewickelten Kopftüchern und olivgrünen Mänteln starrten aus dem Fenster eines Supermarkts nach draußen. Nur wenige Leute hatten einen Regenschirm, was seltsam war, denn Muş ist keine wasserarme Stadt, wo Regen die Menschen überraschen würde. Sie zieht sich eine Hügelflanke hinab, wie ein Schiff, das unmerklich langsam sinkt; das Regenwasser schießt strudelnd die Rinnsteine hinab und ergießt sich in die schwarze Ebene unterhalb von Muş.

Muş ist eine Stadt mitten im östlichsten Drittel von Anatolien. Die Einheimischen sprechen den Namen ihrer Stadt «Musch» aus, mit einem gedehnten u; es ist ein weicher, zahnloser Name, der mich an schwammig-nasse Erde und Flussläufe mit braunem Wasser erinnert,

von deren Ufern ständig Stücke abbrechen. Das Wetter hier, der Regen, die niedrigen Wolken und der Schlamm sind Komplizen in Sachen Vertuschung. Sie spülen Gewalttaten der Vergangenheit fort und verwischen die Spuren gegenwärtiger Schande. Andererseits aber hört man zuweilen, wenn auch nur höchst selten, wie sie ein Geheimnis lüften. Ein Einheimischer erzählt mir einmal, wie er als Schuljunge in den 1980er Jahren mehrere seiner Mitschüler mit einem Menschenschädel Fußball spielen sah, den sie in einem durch einen Wolkenbruch freigelegten Massengrab gefunden hatten. Es handelte sich, wie die Buben erklärten, um den Schädel eines Armeniers, also eines Ungläubigen; insofern war es in Ordnung, ihn zum Kicken herzunehmen.

* * *

Wer hier auf dem Weg zu einem anderen Ziel lediglich durchreist und sich nicht besonders für Geschichte interessiert, könnte den Eindruck mitnehmen, Muş sei eine von moslemischen Türken bewohnte Kleinstadt, und das schon seit langer Zeit. In einem der Restaurants, bei Lammkebab und wohlschmeckendem Süßgebäck zum Nachtisch, hört man kaum je eine andere Sprache als Türkisch. Wer mit Einheimischen ins Gespräch kommt, wird wahrscheinlich zu hören bekommen, sie seien «echte Muşlus», was nichts anderes bedeutet als echte Bewohner von Muş, eine sinnlose Bezeichnung, die nur der Verschleierung dient. Nur die wenigsten werden erwähnen, dass sie, wie die große Mehrzahl ihrer Mitbürger im heutigen Muş, Kurden sind. Das könnte ihnen als Affront gegen die türkische Republik ausgelegt werden, von der viele von ihnen abhängig sind, sei es als Verwaltungsbeamte oder einfach als Stadtbewohner. Keiner wird von sich aus den bislang letzten in einer Abfolge kurdischer Aufstände gegen den türkischen Staat zur Sprache bringen, die 1984 von der Arbeiterpartei Kurdistans (PKK) initiierte und bis heute andauernde Rebellion. Auch wird niemand auf die Tausenden Armenier zu sprechen kommen, die noch vor weniger als hundert Jahren in Muş lebten. Was ist aus deren Kirchen geworden? Was aus ihren Häusern und Obstgärten? Als Durchreisender kommt man nicht auf die Idee, solche Fragen zu stellen. Man steigt erleichtert in seinen Minibus und macht sich auf den Weg zu einem schöneren Ort.

Auch ich begab mich mit Erleichterung an einen anderen Ort. Diese «echten Muşlus» sind zu Auswärtigen nicht sehr nett. Vorigen

Abend, im Restaurant des einzigen Hotels in dieser rechtschaffenen moslemischen Stadt, das Alkohol kredenzt, machte sich, während ich es mir mit Lynchs Buch bequem machte, plötzlich Unruhe breit: Eine größere Gruppe von Touristen mit sperrigen Kamerataschen und mit einem verschwenderischen Verhältnis zur türkischen Lira polterte herein. Ganz eingenommen von ihrem Gemeinschaftserleben und den Freuden des Unterwegsseins, ließen sie sich nieder und demonstrierten lautstark ihre Fähigkeit, um die Wette zu schmatzen und zu schlucken: Armenier! Amerikaner armenischer Herkunft, um genau zu sein. Dreißig von ihnen, und sie waren den weiten Weg aus Los Angeles über Istanbul gekommen, um im Regen die östliche Türkei zu erkunden. Einer von ihnen kam an meinen Tisch und warf einen Blick auf mein Buch: «Lynch», sagte er anerkennend. «Was schreibt er über Muş?»

Es ist den Armeniern und ihren Offset-Nachdrucken zu verdanken, dass H. F. B. Lynchs *Armenia: Travels and Studies* noch heute in billigen Ausgaben weithin zugänglich ist. Lynchs Bericht über zwei Reisen in den 1890er Jahren – von der Schwarzmeerküste Anatoliens, dem Herz des Osmanischen Reichs, ostwärts ins russische Armenien und danach in einem weiten Bogen südwärts zurück ins osmanische Anatolien – ist eine Ansammlung topografischer und menschlicher Schilderungen, angereichert mit Landkarten und Fotos. Mit dem Kenntnisreichtum und der moralischen Klarheit eines eigenwilligen, wortgewaltigen liberalen Imperialisten aus der Endphase der viktorianischen Epoche erstellt Lynch moralische Charakterbilder der Provinzfürsten, Spitzel und Freibeuter, die, weitab von ihrer jeweiligen Reichshauptstadt, zwei der gebrechlichsten Imperien ihrer Zeit verwalten. Er hat die qualvolle Bedrängnis der Armenier im Blick, aber auch ein Ohr für bedeutungsschwangere Stille: Das alte Vaterland der Armenier, bereits zwischen den Zaren und dem Sultan aufgeteilt, wird bald einen neuen Zuschnitt erhalten, und ausgerechnet in Muş ist Lynch kurz davor, den bevorstehenden Völkermord voranzusehen.

In dieser elenden, schmutzigen Kleinstadt, in der die Polizei Lynch und seine Reisegefährten daran hinderte, offen mit Leuten zu sprechen, lag «Terror, niederträchtigster Terror» in der Luft. Dieser Terror schwängerte «die Atmosphäre um uns herum – eine verzehrende Leidenschaft wie die Eifersucht –, ein spukendes, anstrengendes Gespenst, das wie ein Mehltau das Leben überzieht. Ein solcher sesshaft gewordener Terror gehört zu den abscheulichsten Erscheinungen

der Menschheit. Die Luft ist voller Gespenster, alle Freude ist tot, die Sonne ist schwarz, der Mund ausgetrocknet, das Denken zerfranst und zu Bruch gegangen.»

Am nächsten Morgen ging ich wieder zum Hotel der US-Armenier, und wir bestiegen ihren Reisebus. Wir verließen Muş nordwärts, kamen in die Ebene: ein Garten für Tabak und Kohlköpfe so groß wie Traktorenräder, gesprenkelt mit kleinen Dörfern und Schaf- und Ziegenherden, gehütet von Knaben mit Zigaretten im Mund und kräftigen Hunden zu ihren Füßen. Die US-Armenier waren gut gelaunt und einige von ihnen sangen, patriotische Lieder wie mir schien. Als Muş einige Kilometer hinter uns lag, hielten wir an einer geduckten alten Brücke an, und die Armenier stiegen aus dem Bus, um Fotos zu schießen. An dieser Stelle sei, so erklärte uns ein Mitglied der Gruppe, ein bekannter armenischer Untergrundkämpfer namens Kevork 1907 den Türken in die Hände gefallen. Jetzt konnte man die Brücke nicht passieren: Im Zuge des PKK-Aufstandes war sie in zwei Teile gesprengt worden. Ein weiteres patriotisches Lied, und wir stiegen wieder in den Bus.

Ein Stückchen weiter, in einem Dorf, kamen wir an einen Kontrollpunkt. Die Reisepässe aller Passagiere wurden eingesammelt, damit die Namen mit der Liste verglichen werden konnten, die unser Reiseführer vorab an die Behörden gemeldet hatte. Wir waren dabei, in eine Sperrzone einzufahren, für deren Besuch die US-Armenier eine Sondererlaubnis erhalten hatten. Niemand bemerkte, dass sich eine überzählige Person im Bus befand. Nun ging es unter dem Geleitschutz eines gepanzerten *Land Rovers* und seiner Besatzung stetig bergauf, bis wir hoch über der Ebene waren.

Das war mein erster Aufstieg zu dem Hochplateau, das die Ebene von Muş von dem weiter nördlich gelegenen, sehr viel kleineren Tal trennte, dem ich die nächsten drei Jahre meines Lebens widmen sollte. Die Hügelflanken waren mit Felsbrocken und Flecken von dornigem Gras übersät, an denen sich die Herden entlangfraßen. Wir kamen an Hütten vorbei, deren dicke Mauern aus Felsbrocken und Geröllsteinen aufgeschichtet waren. Die Dächer dieser Hütten ruhten auf Pappelstämmen und waren mit einer Erdschicht bedeckt, aus der grüne Büschel wuchsen. Ich hielt sie zuerst für Ställe oder überdachte Viehverschläge, doch dann sah ich Rauch aus ihnen aufsteigen, vermischt mit den dampfigen Nebelschwaden, die sich aus der Grasnarbe lösten. Es waren also Häuser, wenigstens zum Teil. Wie ich später erfuhr, gibt

es in diesen Häuschen oft falsche Innenwände mit einem Geheimverschlag dahinter, in dem während der Visiten von Steuerinspektoren Tiere versteckt werden konnten. An einer Stelle kam der Bus nicht mehr durch den Schlamm, und wir mussten aussteigen.

Die Armenier ergossen sich in ihren Wanderstiefeln fröhlich nach draußen und stapften mit klatschenden und gurgelnden Geräuschen durch den nassen Lehm. Ein Büffel stand am Eingang zum Dorf, dessen gleiche, stallähnliche Häuser auf Terrassen der Ebene zugewandt waren. Die Dorfbewohner kamen heraus, um zu schauen – die Frauen aus ihren Häuschen, die Kinder aus der schmucklosen, robusten Schule, die das einzige Amtsgebäude im ganzen Dorf zu sein schien. Die Frauen standen in ihren lose hängenden Kopftüchern und Pullovern und mit ihren bunt gemusterten Pumphosen am Wegesrand, einen Säugling im Arm und eine lederartige Hand an den Augenbrauen, zum Schutz gegen das diffuse, horizontal einfallende Sonnenlicht. Die Kinder beobachteten uns verstohlen, manche in schmutzigen, himmelblauen Schuluniformen, manche an ihre Mutter geklammert. Männer waren kaum welche zu sehen. Die Armenier, reich und privilegiert, nahmen gutwillig Kontakt auf. Sie benutzten den gewöhnlichen türkischen Gruß «Merhaba». Die Kurden grüßten mit «Merhaba» zurück, und die Kinder riefen immer und immer wieder: «Merhaba!»

Wir gingen weiter ins Dorf hinein, und die Armenier deuteten auf Steine mit Buchstaben in armenisch-kyrillischer Schrift, die in die Außenmauern von Häusern eingebaut waren. Manche dieser Steine waren kopfüber eingesetzt worden, was unseren Reiseführer zwang, fast einen Handstand zu vollführen, um den Text entziffern zu können. Ein Stückchen weiter kamen wir zum bauchigen Fuß einer eingestürzten dicken Ziegelmauer, die jetzt als Stütze für einen Holzstapel diente. Als wir uns auf die andere, konkave und höher gelegene Seite der Mauer begaben, erkannte ich, dass die Mauer einmal Teil einer Apsis gewesen war. Die Armenier versammelten sich auf der Anhöhe, wandten sich der Stelle zu, wo der Altar gestanden haben musste, und der ältere Herr, der uns zuvor über Kevorks Brücke aufgeklärt hatte, stimmte einige Gebete und Kirchenlieder an. Um die Armenier herum standen die kurdischen Dorfbewohner und schauten neugierig – aber nicht so neugierig, dass man glauben musste, dies sei ihre erste Begegnung mit armenischen Touristen. Einen dritten, äußeren Kreis bildeten die acht türkischen Soldaten mit ihren Gewehren, die sich wohl fragten, was hier um den Holzstapel herum vorging.

Bis 1915 hatte an dieser Stelle das armenische Kloster Surb Karapet (oder Johannes der Täufer) gestanden, das der heilige Gregor der Erleuchter – ein Kappadokier, der das Christentum nach Armenien gebracht hatte – zu Beginn des 4. Jahrhunderts gegründet hatte. Einer Überlieferung zufolge war Surb Karapet die erste Kirche Armeniens, seine «Mutterkirche». Ihr wurden bedeutsame Reliquien geschenkt, so etwa einige Knochen von Johannes dem Täufer, und ihre Bibliothek enthielt Texte, die der berühmte Mesrop Maschtots übersetzt und transkribiert hatte, ein einheimischer Asket, der ein armenisches Alphabet kreiert und einen großen Korpus christlicher Literatur ins Armenische übertragen haben soll.

Das Surb Karapet, das Lynch sah, war nicht Teil eines Dorfes, sondern ein alleinstehendes festungsartiges Bauwerk, dessen finstere Profil von den Kuppeldächern eines Glockenturms und zweier Kapellen abgerundet wurde. Überall unter seinen Füßen fand Lynch Grabplatten – Ruhestätten von Fürsten und Kriegern, «von denen wir in den Werken armenischer Historiker lesen». Nun aber, Ende des 19. Jahrhunderts, lag Surb Karapet darnieder, versklavt und in Ketten gelegt. Kurdische Stammesmilizen hatten seine Reichtümer geplündert. Ein neuer Anbau, vorgesehen für eine Druckerei, stand auf Weisung des Staates leer. Von den zwölf Mönchen, die die magere Besatzung des Klosters bildeten, waren sechs abwesend, einer davon «eingesperrt in einem türkischen Gefängnis».

Jetzt also ein Holzlager. Das bedeutende Kloster Surb Karapet, Summe von fünfzehn Jahrhunderten Arbeit, Anbauten, Umbauten und Reparaturen, hat sich in seine Einzelteile aufgelöst. Schwarze Steinblöcke, geglättet und abgerundet von den Jahrhunderten, dienen als Grundmauer einer Hütte; Reliquien wurden gestohlen und verkauft, vielleicht an einen Armenier in einem anderen Erdteil; Bücher wurden zerschnipselt, ein Chorhemd landete im Besitz einer Frau, die es zu Knie- und Ellenbogenschonern verarbeitete. Und die Fürsten und Krieger – was geschah mit ihnen 1915, nachdem das Kloster leergeräumt, die Mönche in den Tod oder ins Exil gejagt und bettelarme Kurden angesiedelt worden waren, um die Liquidierung formal zu vollenden? Liegen sie noch hier, unter unseren Füßen, während die Armenier singen und die Soldaten zuschauen?

Einige reiche Leute aus dem Westen zelebrieren vor einem Ruinenfragment ein Ritual, umringt von einer sehr viel größeren Zahl armer Leute – Moslems – und, weiter weg, von Soldaten mit Geweh-

ren. Drei verschiedene Kreise sind in dieser Szene deutlich erkennbar, aber in der Art und Weise, wie sie dreinschauen, wie sie stoisch und mit dem Gestus des Besitzers auf dem Boden stehen, haben alle drei etwas gemeinsam.

Das ist mein Platz, sagt der türkische Soldat, politisch gesehen. Ich herrsche hier.

Das ist mein Platz, sagt die kurdische Dorfbewohnerin, deren Mann die Waffe gegen den türkischen Staat erhoben hat und jetzt im Gefängnis schmort, und die dieses Land im grundlegendsten Sinn «besitzt», weil sie darauf lebt.

Das ist mein Platz, sagt der Betende im inneren Kreis, und dass ich mir die Mühe gemacht habe, mit meinem US-Reisepass hierher-zukommen, hier zu stehen und in meiner eigenen Sprache Gebete aufzusagen – das sollte jedem deutlich machen, dass ich meinen moralischen Anspruch nicht aufgebe.

Und dann bin da noch ich, der Außenseiter und Naseweis, der mit frommem Gesicht bei den Armeniern steht, hoffend, dass der türkische Feldwebel sich nicht zu fragen beginnt, wer dieser Bursche ist.

Wir alle können Eigentum haben. In einer Urkunde können wir es uns notariell beglauben lassen: Es gehört mir. Dann zieht der Markt an oder gibt nach, oder man braucht Geld und beschließt, sein Eigentum an jemand anderen zu verkaufen. «Eigentum» ist jedoch, so wie ich mir den Begriff hier vorstelle, in Surb Karapet, wie in der ganzen östlichen Türkei, nicht sosehr ein juristischer als ein emotionaler Ausdruck. Es beinhaltet nicht einfach nur das Recht, auszubeuten, sondern auch die Pflicht, aufzubauen, zu pflanzen, zu verbessern, zu bewachen. Eigentum ruft primitive Emotionen wach. Wenn drei Menschen sich zum Eigentümer ein und desselben Stückes Land erklären – wie des Areals, auf dem ich gerade stehe –, dann sind das drei Kreise, und Kreise haben die Tendenz, sich zusammenzuziehen.

* * *

Da war es, auf der Karte: Varto, knapp 60 Kilometer nördlich von Muş. Varto ist ein Bezirk der Provinz Muş. Die Kleinstadt im Zentrum des Bezirks, die Bezirkshauptstadt, heißt ebenfalls Varto.

In Muş in einen Minibus nach Varto zu steigen, war früher eine gefährliche Angelegenheit. Im Allgemeinen hegen die Bewohner von Muş, die Muşlus, bis heute eine starke Abneigung gegen Vartolus. Der

Grund dafür ist der, dass die Leute aus Muş, einer von orthodoxen sunnitischen Moslems dominierten Stadt, den Bezirk Varto als eine Hochburg der Aleviten kennen – der Kızılbaş oder Rotköpfe, abgeleitet von den roten Tüchern, die ihre Vorfahren erwiesenermaßen um den Kopf gewickelt trugen. Es ist keineswegs so, dass in Varto ausschließlich Aleviten leben – tatsächlich sind Sunniten dort, wie wir sehen werden, knapp in der Überzahl. Aber in Muş, wo es keine Aleviten gibt, gilt Varto als ein Synonym für diese Gruppe. Wie jeder gute Sunnit weiß, sind die Aleviten Abtrünnige und Ketzer. Sie sind überhaupt keine Moslems. Sie zu beleidigen, zu verprügeln, sie sogar umzubringen – diese Aktivitäten, so heißt es, finden den Beifall Gottes.

So lagen die Dinge jedenfalls noch vor zwei oder drei Jahrzehnten. Die Muşlus verabscheuen die Vartolus nach wie vor, aber seit Beginn der Kurden-Rebellion in den 1980er Jahren hat die Gewalt der Religionskonflikte abgenommen. Als ich am Busbahnhof verkündete, ich wolle nach Varto, zeigten die Leute keine schockierte Reaktion, und keiner versuchte, mich umzustimmen. Der Minibus fuhr vor, so gut wie leer, der Fahrer gab Vollgas, und der Polizist in Zivil, der mich seit meiner Rückkehr aus Surb Karapet beschattet hatte, verdrückte sich – zweifellos erleichtert darüber, dass sein Auftrag ein Ende hatte. Wir fuhren von Muş aus in nordwestlicher Richtung, als wollten wir nach Surb Karapet, nahmen aber bald eine Abzweigung nach rechts und überquerten einen Quellfluss des Euphrat, den Karasu, um danach dem breiten, einsamen Lauf eines anderen, des Murat, zu folgen. Zu beiden Seiten war wenig kultiviertes Land zu sehen. Mein Blick begann sich die wiederkehrenden Merkmale dieses Teils der Welt einzuprägen: die Zwergeichen, die, in Gruppen wachsend, die Flussböschungen sprenkeln. Die Weiden, die das Sonnenlicht durch ihre feinen, faserigen Blätter filtern; angepflanzte Pappelhaine, allgegenwärtig und silbrig grün. Und die Herden, Punkte auf der sanftgrünen Landschaft, und die Wehrpflichtigen an den Kontrollpunkten. Nach einer Weile überquerten wir den Murat, und es begann der Anstieg in die Şerafettin-Berge, die den Trennriegel zwischen Muş und Varto bilden, ein Gebirge, das seinen ersten Schneeüberzug im Oktober bekommt. Jetzt zog sich eine dünne Grasdecke über die Berge, und die Luft war warm. Der Minibus schleppte sich nach oben und rumpelte nach Erreichen der Passhöhe bergabwärts um die Kurven.

Wir waren auf einer Straße von irgendwo nach irgendwo anders hin. Andere waren auf ihr unterwegs gewesen, aber wenige haben genau

hingesehen. Da waren Brant, Ainsworth und Lynch aus dem viktorianischen England. Dann der Osmane Evliya im späten 16. Jahrhundert auf dem Weg nach Persien – er kam ganz in der Nähe vorbei, ebenso wie sein französischer Zeitgenosse Tavernier, der hier seine Reise gen Norden unterbrach. Gallant Burnaby bewegte sich erheblich weiter östlich, und Lehmann-Haupt und Hoffmeister, reitende Vergnügungsreisende des 19. Jahrhunderts, sahen vor lauter schönen antiken Formen die Schöbigkeit der osmanischen Provinzdörfer nicht. Es gibt einen Vorläufer in ferner Vergangenheit, mit dem man sich brüsten könnte: Wir bewegen uns auf derselben Route, auf der im Jahr 401 v. Chr. 10 000 griechische Kämpfer und ihr Befehlshaber Xenophon aus Athen marschierten. Dieser vielleicht großartigste Rückzug der Militärgeschichte ist das Thema von Xenophons berühmtem Reisetagebuch, der *Anabasis* («Marsch landaufwärts»).

Die 10 000 Mann waren besiegte Söldner. Sie hatten Xenophon gewählt, seines Zeichens Amateurphilosoph, Hagiograph und Freund des Sokrates, um sie aus Mesopotamien, wo der große König von Persien ihnen eine Abreibung verpasst hatte, nach Hause zu führen. Ihr Weg führte sie nordwärts, durch die Ebene von Muş zum nächstgelegenen Zufluchtsort, der griechischen Stadt Trapezous am Schwarzen Meer. Man stelle sich vor, in welche Panik die Bewohner des Landes, Armenier und andere in Vergessenheit geratene Volksstämme, beim Anblick der Zehntausend gerieten, wenn diese ausgerechnet ihr Dorf, ihren Ameisenhügel zur Stillung ihrer primitiven Bedürfnisse auserkoren. Man denke auch an die unkalkulierbaren Gefahren des Reisens durch Gebiete, die zwar zum Reich des großen Herrschers gehörten, von ihm aber nicht kontrolliert wurden; vom unberechenbaren Wetter ganz zu schweigen.

Sie marschierten «drei Etappen lang durch ebenes Land in tiefem Schnee, fünfzehn Parasangen weit. Die dritte Etappe wurde beschwerlich, Nordwind wehte ihnen entgegen, der alles durch und durch gefrieren und die Menschen erstarren ließ. Da sagte einer der Seher, man möge dem Wind ein Opfer anbieten, und das taten sie. Und gleich schien allen die Härte des Windes merkbar nachzulassen. Aber in der Tiefe des Schnees war eine Spalte; so kamen viele Lasttiere und Sklaven und gegen dreißig Soldaten um. ... Inzwischen waren Feinde gefolgt und raubten die entkräfteten Lasttiere und stritten nun miteinander darum. Soldaten, die schneblind waren oder erfrorene Zehen

hatten, blieben zurück. Wenn man auf dem Marsch etwas Schwarzes vor den Augen trug, konnte man sich gegen Schneeblindheit schützen; den Füßen half es, wenn man sich bewegte, nie ruhte und über Nacht die Schuhe löste. Wenn man in den Schuhen schlief, drangen die Riemen in die Füße, und das Schuhwerk gefror. Denn sie trugen, seit die alten Schuhe fehlten, nur noch Bauernschuhe, die aus frischgeschundenen Rindshäuten gefertigt waren.»

* * *

Wir überschritten den Scheitel des Şerafettin-Gebirges. In der Ferne erhob sich eine graue Felswand, die zu den Bingöl-Bergen gehörte, davor machte sich ein Tal breit, flimmernd und mit sanften Höhlungen, wo die Schmelzwässer zusammengeflossen waren. Näher bei uns, am Ende der Straße, auf der wir fuhren, sah ich ein Gemenge von Pappeln und niedrigen Gebäuden mit abschüssigen Dächern, die Stadt Varto. Blickte man nach Westen, über den grellblauen Quader der staatlichen Internatsschule Üstükran hinweg, konnte man jenseits der Hauptstraße, die an einigen großen, plattgedrückten Dörfern vorbeiführte, einen zweiten Schwarm Dörfer erkennen, höher gelegen als die entlang der Straße, hineingeduckt in grüne Flanken zwischen Felsspornen, dort wo die Sommerweiden liegen.

Ostwärts schauend bemerkte ich, dass drei Hauptstraßen wie Speichen eines Rades von der Stadt Varto wegführen: eine nach Süden (wo ich gerade herkam), eine nach Nordwesten und eine nach Nordosten. Ich sah auch, wie die politischen Grenzlinien dieses Bezirks einem natürlichen, durch die Berge vorgegebenen Verlauf folgten. Ich befand mich in einer kleinen Republik mit 41 000 Einwohnern und mit etwas anderen Höhen- und Klimaverhältnissen als in den benachbarten Bezirken. Faktoren, die nicht ohne Einfluss auf die Mentalität der Bevölkerung sind. Man kann sich vorstellen, wie der Winter einen Ort wie diesen ganz auf sich selbst zurückwirft und vergangene Ereignisse unter einer Schneedecke konserviert.

Mein Freund in Ankara fiel mir ein, und unser gemeinsames Abendessen im vorhergehenden Monat. Er hatte viel von Varto gesprochen, aber vergessen, mir von seiner gewaltigen Schönheit zu erzählen. Im Iran hatte ich mich an die Vorstellung gewöhnt, dass die Landschaft von den Elementen bestimmt wird – wenn kostbares Wasser auf eine trockene, schroffe Ebene trifft und die Sonne trostlose Spitzen in blen-

dendes Weiß, Rot und Violett verwandelt. Hier im Tal von Varto hatte ich den Eindruck von Wasser als Landschaft, herrisch und widerspenstig, trunken anschwellend und Deiche brechend. Über allem war dieser Wal, souverän und immens, der seine Herausforderung über das Tal posaunte. Die Flanken des Bingöl-Plateaus inspirieren einen nicht zum Herumliegen wie die Ägäischen Haine, noch zur Poesie wie die Oasen des Iran, sondern zum Handeln. Ich war froh, dass das Schicksal mich hierher gebracht hatte, nach Varto.

Bald stand ich – ziemlich exponiert mit meinen Taschen um mich herum – an einer Straßenkreuzung, die offensichtlich das Zentrum der Stadt darstellte. Alle Hoffnung, unauffällig in Varto einzulaufen, löste sich in Luft auf. Ein alter weißer Renault stand da, ein Renault, an den ich mich bald gewöhnen würde. Zwei Männer lehnten selbstgefällig an seiner Fronthaube und fassten mich ins Auge. Willkommen in Varto, sagte einer der beiden ironisch.

Wenn ich heute auf jenen Augenblick vor drei Jahren zurückblicke, als ich erstmals im oberen Basar von Varto stand und begrüßt wurde von Ergün – dem Polizisten, mit dem ich mich von da an herum-schlagen musste, und seinem großen, kahlköpfigen Adjutanten –, dann empfinde ich drei Dinge: Verbundenheit, einfach wegen der Zeit, die ich in der Gesellschaft der Menschen von Varto verbracht habe, mit dem Studium von Landkarten und Büchern, mit Tonaufnahmen, mit Schreiben und Transkribieren; damit, mir die Stadt anzueignen. Triumph, weil ich länger durchgehalten habe als die Staatsfunktionäre, die sich, stets höflich, aber nach Kräften bemühten, mich zu sabotieren oder vom Weg abzurängen. (Ergün; der große Glatzkopf; der Bezirksgouverneur; der Hauptmann; sie alle wurden abgezogen bzw. versetzt, lange bevor ich mit meinen Recherchen fertig war.) Zu guter Letzt fühle ich Schuld, denn die Menschen in Varto haben mich nie dazu eingeladen, zu kommen und in ihr Leben und unter die Steine zu blicken, die sie so sorgfältig platziert hatten.

Die Beamten, denen ich Höflichkeitsbesuche abstattete, bei denen ich ihnen eines meiner früheren Bücher und einen Empfehlungsbrief unter die Nase hielt, fragten: Warum Varto? Ich schreibe über kleine Dinge, lautete meine Antwort. Außerdem gefällt mir an Varto – ich lasse mein Thema anklingen – seine Vielfalt. Es gibt dort Sunniten und Aleviten und nach wie vor auch Armenier, die Kinder und Enkel derjenigen, die zum Zeitpunkt der Massaker zum Islam übertraten. In Varto leben sogar einige Moslems aus dem Kaukasus; Tscherkessen,